

Im Paradies der Romantik

Das Ailsbachtal bei Rabenstein / von DrMH.

Der Maler August Geist schrieb im Jahr 1851: „Es sind herrliche Täler und Berge im Fränkischen Jura, einfach, groß durch Ernst und Einfachheit, faßbar für Bilder, nicht so unerarbeitbar ausgedehnt wie die meisten Hochgebirgsmotive. Es ist bei Ernst große Lieblichkeit und Schönheit. Das Auge geht nicht im Übergrößen ruhelos umher; es findet immer Haltepunkte, um die sich die Details gruppieren. Rottmann (Karl R., 1797–1850) war seinerzeit sehr entzückt von der Fränkischen Schweiz, und verglich sie oft mit griechischen Gegenden...“

Hier ist der heroisch-idyllische Grundcharakter dieser Täler trefflich erfaßt. Aber seltsamerweise fehlt in fast allen Charakterisierungsversuchen der Hinweis, daß diese Auszeichnung nur den Tälern zukommt, deren Reiz durch die Öde und Eintönigkeit der Hochflächen gesteigert wird. Denn wir haben es sozusagen mit einem „umgekehrten Gebirge“ zu tun, mit einem „Getäle“, wenn wir ein kühnes Wort prägen dürfen. Die Gegend ist morphologisch (erdoberflächenförmig) das genaue Gegenteil der alpinen Landschaft, etwa der Schweizer Alpen. Neckischerweise heißt sie aber „Fränkische Schweiz“.

Dem Kenner der Seelengeschichte der europäischen Menschheit ist es selbstverständlich, daß die Landschaft der jetzigen Fränkischen Schweiz, diese unebene und geradezu irrationale Landschaft, dieser „Steingarten Gottes“, in alten Zeiten auf die Gemüter entweder gar nicht oder nur abschreckend wirkte und daß sie in ihrem Reiz erst entdeckt und geliebt werden konnte, als die herkömmliche Naturscheu überwunden war, als in den letzten Zeiten des 18. Jahrhunderts das moderne Naturgefühl aufbrach, als die Reisen in die Schweiz große Mode wurden, als in Streitberg ein findiger Arzt eine „Molkenkuranstalt nach Schweizer Muster“ eröffnete und der kleine Mann auf eine Reise in die echte Schweiz verzichten konnte, weil er „seine“ Schweiz in den heimischen Mittelgebirgen bereisen und durchwandern konnte.

Man müßte, um diesen ganzen Wandel nachzufühlen, einmal einsetzen bei den Spielereien, die die kapriziöse Schwester Friedrichs des Großen, die Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine von Bayreuth um die Mitte des 18. Jahrhunderts noch mit der Natur des Burgwälchens von Zwernitz-Sanspareil trieb, wo sich die Kultur, ja die Über-Kultur über die Natur lustig zu machen schien, bis zur romantisch demütigen Natur-Verehrung des 19. Jahrhunderts. Und man müßte empfinden, wie gerade in Sanspareil nun wieder die beständigeren Natur über die höfische Überkultur siegt und wie dort die romantische Stimmung die Reste des Höfischen überwindet und einbezieht.

Im Fall der Fränkischen Schweiz verlief der Vorgang in seltsamen Bahnen und Stufen: Man ist versucht von einem Treppenwitz der menschlichen Seelengeschichte zu reden; denn die verborgenen Schönheiten der unterirdischen Klüfte und Höhlen wurden hier viel eher entdeckt als die offenliegenden Reize der malerischen Landschaft. Den Fremdenverkehr zogen zuerst die seltsamen Naturmerkwürdigkeiten ins Land; Sage und Geschichte, Burgen und Ruinen, die Zeugnisse der ritterlichen Lebensart, traten unterstützend dazu; die Schönheit der Landschaft selbst ging den Besuchern eigentlich am spätesten auf...

Die romantischen Elemente der Fränkischen Schweiz kulminieren nun gerade im Ailsbachtal innerhalb der paar hundert Meter zwischen dem „Rennerfels“ und der

Schweinsmühle vor Kirchahorn. Die enge Talschlucht zwischen vielformigen Felsbildungen, die Wacholderhänge am Rabensteiner Berg, der klare Bach und die üppigen Wiesen im schmalen Talgrund, die urweltlichen Wohnstätten im und am Rennerfels, die Burgruine Rabenstein mit ihrem phantastischen Blumengarten, die Klaussteinkapelle auf steilster Höhe, von Ludwig Richter 1837 als Motiv zu „Schäfers Sonntagslied“ verwendet und in den Resten ihres romanischen Baubestands von Sagen und geschichtlichen Überlieferungen umrankt, die Sophienhöhle mit ihrem geradezu theatralischen Vorplatz, der Felsendom der Ludwighöhle: das ist ein Akkord der Romantik, wie er in Franken sonst nirgends so voll erklingt.

Rennerfels

Der „Namenspatron“ für den Rennerfels war der gräflich-schönbornische Domänenamtmann und Forstmeister Ludwig Renner, der 1897–1901 die Straße durch das vorher nur mit einem Mühlfuhrweg erschlossene Ailsbachtal bauen ließ und für diese Pioniertat durch eine Inschrift am großen Fels nächst der Bärenbrücke geehrt wurde. Unter einem Überhang am Rennerfels entdeckte A. Gumpert unmittelbar neben der Straße eine ungestörte Schicht der endsteinzeitlichen jüngeren Klingenkultur. Um die mit Sitzsteinen umgebene Feuerstelle lagen zahlreiche an Ort und Stelle gefertigte Werkzeuge, Abfälle und Splitter aus Jaspis und Chalzedon. Knochenreste stammten vom Wildpferd, Bison, Höhlenbär und Rind. Eine um Jahrzehntausende ältere Menschenwohnstatt aus dem Magdalénien bietet uns so an der Schwelle der mittelalterlichen Burgherrlichkeit einen besinnlich machenden Vorspruch, einen Maßstab für die gewaltigen Dimensionen der Menschengeschichte.

Burg Rabenstein

Unstreitig die malerischste unter den ungewöhnlich zahlreichen Felsenburgen der Gegend ist die Halbruine Rabenstein auf schmalem Felssporn, der prachtvoll in das Ailsbachtal vorstößt. Bewohnt ist nur noch der nach schweren Zerstörungen wieder instandgesetzte Mittelteil der einst viel weitläufigeren Anlage. Schon 1188 nennt sich ein Adeliger nach der Burg („de Rabenstein“), die aber erst durch den Burgvertrag von 1307 (als Zugehörung der damals den Edelfreien v. Schlüsselberg eigenen Herrschaft Waischenfeld) beglaubigt ist. Nach dem Erlöschen der Schlüsselberger – Konrad der Letzte fällt auf seiner Veste Neideck am 14. 9. 1347 in der Fehde mit dem Burggrafen von Nürnberg und den Fürstbischöfen von Bamberg und Würzburg – kommt die Burg durch den Iphöfer Vertrag von 1349 an die Hohenzollern, die sie als Amtsburg verwenden oder unter Wahrung ihres eigenen Obereigentums an ihnen ergebene Adelige veräußern (Aufseß, Eberstein, Stiebar), bis sie 1557 an die v. Rabenstein zu Kirchahorn kommt, bei denen sie dann bis zum tragischen Ausgang dieses Geschlechts mit Peter Johann Albrecht v. Rabenstein (gest. 19. 5. 1742) verblieb, nachdem seine beiden Söhne Karl Ludwig Gottfried und Jakob Maximilian Philipp bereits in jungen Jahren an den Schwarzen Blattern verstorben waren. Das dadurch heimgefallene Lehen verkaufte Markgraf Friedrich von Brandenburg-Bayreuth am 19. 8. 1744 an Rudolf Franz Erwein Graf von Schönborn zu Wiesenthald, dessen Nachfahren das Schloß heute noch besitzen und hegen.

Nach der Zerstörung im Fürstenkrieg 1460/62 (deshalb 1489 als „Wal“ und „Burgstall“ bezeichnet, erst 1504 wieder als „Schloß“) und durch die Waischenfelder Bürger (1635 oder wahrscheinlicher 1633) im Schwedenkrieg, zum Teil wieder aufgebaut und mehrfach umgestaltet, erlebte die Burg seit 1829/30 eine schöne Nachblüte, seit sie als Standquartier für König Ludwig I. bei seiner Reise



Burg Rabenstein über dem Ailsbachtal

durch die Fränkische Schweiz diente und unter romantischer Pflege ihrer Ruinen zu einer Sehenswürdigkeit hohen Grades ausgestaltet wurde. Aus jenen Jahren stammen die überraschenden Gartenanlagen, die – nunmehr wieder verwildernden – Spazierwege, die parkmäßige Umgestaltung der umgebenden Landschaft und – die in Stein gehauenen Gedichte Ludwigs I.

Eindrucksvoller als die das (angelernte) Pathos Schillers in das schöne fränkische Bergland ausstrahlenden königlichen Verse und Versversuche ist der genial angelegte und liebevoll gepflegte Burggarten. Inmitten der Felswildnis des Ailsbachtals, inmitten der zerfallenden Burg auf felsiger Zinne schuf sich damals der hochgebildete und feinsinnige Franz Erwein Graf von Schönborn (1776–1840) ein unvergleichliches Gartenkleinod. Man durchschreitet die schlichten Gebäude der Halbruine, und steht gebannt und überwältigt in einem Gärtlein von ungeahnter Pracht und Stimmungskraft. Sein Geheimnis liegt wohl nur zum Teil in der weisen Vorschrift seines gräflichen Schöpfers, daß hier nur die Blumen alter Bauern-, Schul- und Pfarrgärten gehegt werden sollten, dazu als Berandung Buchs,

und zierliche Fuchsienbäumchen als besonderer Schmuck; der unwirkliche Reiz dieses Gartens beruht in seiner Lage inmitten einer unruhigen und bizarren Wald-Fels-Landschaft. Triumph der Romantik! Dauernder als ein Band lyrischer Gedichte! Wenn ich – diesem Gärtchen seit meiner Kindheit in Waischenfeld eng vertraut – eines meiner liebsten Bücher zur Hand nehme, sei es Platons Phaidon oder Giovanni Pontanos leuchtende Humanistenverse oder die schönsten Gedichtbände von Eichendorff bis Max Mell, dann sehne ich mich nach dem Rabensteiner Burggarten, nach der Bank über der Schlucht des Ailsbachtals, durch die die Bauern im prunkenden Spätsommer ihr Grummet aus dem weiten Ahorntal einfahren ... Das, so dünkt mich, ist die schönste Lesestube der Welt!

Anlässlich des Besuchs König Ludwigs I. und seiner Gemahlin Therese fand damals im Juni 1830 im Bereich des ehemaligen Rittersaals mit dem nach beiden Seiten offenen Blick ins Tal, inmitten des von Efeu umspornten Gemäuers unter freiem Himmel die Mittagstafel statt, zu der abwechselnd die Militärkapellen aus Bamberg und Bayreuth in den Ruinen spielten und bei der über diese wunderbare Szenerie entzückte König den Historischen Verein für Oberfranken ins Leben rief („Geschehe denn der Historische Verein des Obermainkreises!“).

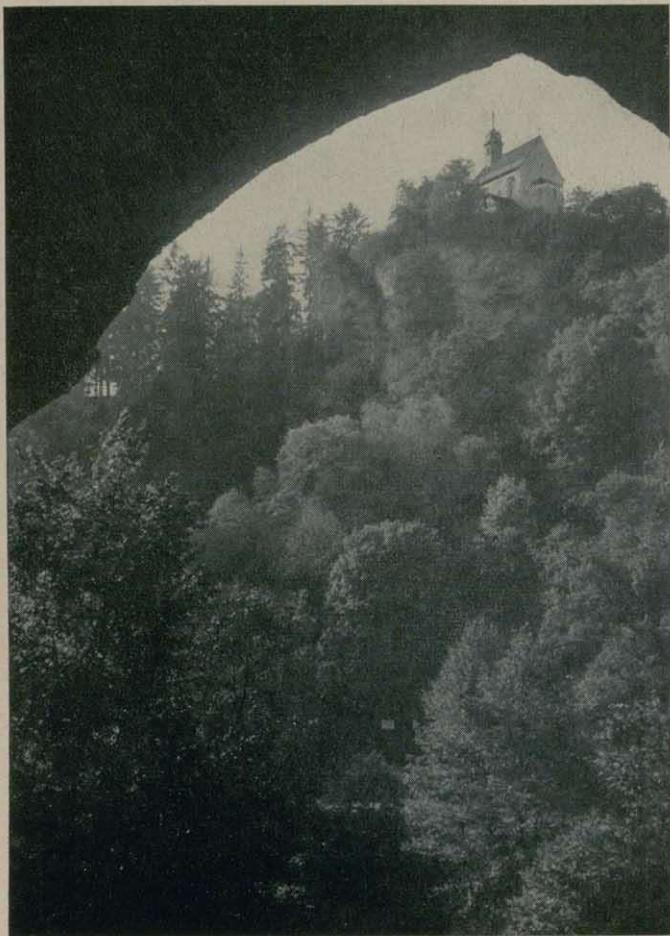
Klausstein

In die gärtnerisch verklärten Ruinen von Rabenstein blickt von ihrem nahen Felsensockel die kleine Klausstein-Kirche herüber. Ludwig Richter schreibt 1837: „Ich wanderte nachmittags in ein Felstal und erblickte eine Kapelle, ging darauf zu, und sah das romantischste Bild, das man sich denken kann. Ein altes gotisches Kirchlein, an einen steilen bebuschten Felsen klebend; in der schwindelnden Tiefe ein stilles Wasser, sonderbar gestaltete Felswände, an welchen eine große mächtige Höhle das Tageslicht angähnt. Auf einer der Felswände lag das Schloß Rabenstein ... Ich zeichnete die Kapelle; Gewitter stiegen auf, die Gegend wurde finster, und ich mußte endlich nach Waischenfeld zurückkehren ...“

Zur Zeit Ludwig Richters war noch keineswegs zu ahnen, daß die Klaussteinkapelle, deren romanische Baubestandteile erst in den jüngsten Jahren entdeckt und teilweise freigelegt wurden, die Stelle der Stammburg der edelfreien v. Ahorn, und damit die Heimat des bedeutenden Bischofs Burchard II. von Worms (1115 bis 1149) und der „Schauplatz“ der Fegfeuervision seines leiblichen Bruders Heinrich v. Ahorn (auch „Ahirin“) ist (etwa um 1130). Fast 200 Jahre vor Dante Alighieri wurde der fränkische Edelmann weltlichen Standes, Heinrich de Ahirin, auf dieser seiner väterlichen Burg „zu den Stätten der Qualen“ entrückt, begegnete dort den gepeinigten Seelen von verstorbenen Bekannten aus der Nachbarschaft, wurde mit Botschaften an einige noch lebende Persönlichkeiten versenkt und durfte schließlich, auf einer heiteren Blumenaue rastend, in das leuchtend geöffnete Paradies blicken. Sein kundiger Führer und Begleiter durch das „Purgatorio“ war nicht Vergilius Maro, sondern der hl. Apostel Jakobus der Ältere, zu dessen Grab nach Santiago de Compostela zu wallfahren, sich Heinrich v. Ahorn durch ein Gelübde verpflichtet hatte, dessen Nickerfüllung ihn sehr bedrängte und geradezu krank machte. Natürlich ist seine Fegfeuervision bescheidener, künstlerisch anspruchsloser und durchaus nicht von der Weltgültigkeit des „Purgatorio“ des großen Florentiners, aber immerhin ein ungewöhnlicher Beitrag zur Kultur-, Geistes- und Religionsgeschichte des frühen 12. Jahrhunderts und typisch für die damals herrschenden Stimmungen und Gesinnungen. Daß das Dokument – als Bericht dem Kloster Georgenberg in Tirol zugesandt und von diesem erst im vergangenen Jahrhundert an das Britische Museum in London verkauft – auch gewichtige Beiträge zur engeren Heimatgeschichte und zur Bamberger Geschichte (vor allem über

den hl. Bischof Otto) liefert, soll nicht verschwiegen werden (und wird bei der Studienfahrt erstmals an Ort und Stelle erörtert).

Die lang nicht geglückte Deutung und örtliche Festlegung durfte schließlich die Mitteilung zum Anhaltspunkt nehmen, daß im Lauf der fegfeuerlichen Unterhal-



Blick aus der Ludwigshöhle zum Klausstein

tung der Rat erteilt wurde, der an Wahnsinn (wegen der Untaten seines Vaters gegen die Bamberger Kirche) erkrankte Sohn des edelfreien Bernhard von Radekke (= Rodeck bei Stadtsteinach) solle in der Burg Ahorn („in castello Aharensi“) am Altar des hl. Bekenners Nikolaus (Klausstein!) dem Herrn als Opfer angeboten werden, damit er wieder die frühere Gesundheit erlange. Damit ergab sich die Lokalisierung auf den auch sonst „burgenverdächtigen“ Klausstein, dessen geschichtliche Bedeutsamkeit nun der wunderbaren Schönheit seiner landschaftlichen Situation die Waage hält.

Ludwigshöhle

Gegenüber dem mächtigen Felsblock, der die Klaussteinkapelle trägt und die grandiose Eingangs-Szenerie der (erst 1832 durch den gräflichen Kunstgärtner Koch beim Wegräumen von Höhlenlehm aus der Klaussteinhöhle entdeckten)



Kirchenportal in Kirchahorn

Sophienhöhle in sich birgt, „gähnt“ die Ludwigshöhle. Der gewaltige Felsbogen des Eingangs (11 m hoch, 15 m breit) lässt die Größe dieser Felsengrotte kaum ahnen, die früher unter dem Namen „Hohenloch“ bekannt war. Der bischöflich-bambergische Kastner von Waischenfeld, Heinz Lochner, hatte sich im August 1490 vom Bischof von Bamberg die Erlaubnis geben lassen, „das Wale und Burgstall zum Hohenloch, gegenüber Rabenstein gelegen, burglich zu bebauen und zu befestigen“, damit er die neue Burg (an der Stelle einer vorgeschichtlichen Wallanlage) als bambergisches Lehen besitze (also Gegenschlag gegen das damals markgräfliche

und nur einen Bogenschuß entfernte Rabenstein am andern Ufer!); das Felsloch, „zweier Gaden hoch von oben herab“ sollte als Keller verwendet werden; es sei „inwendig hoch und weit, daß man ob die 50 Pferde darein stelle“; die Burg sollte den Rabenstein „am Geleg und allem Wohlstand übertreffen“. Aber der Inhaber des markgräflichen Rabenstein, Cunz von Wirsberg, zerstörte den Bau Heinz Lochners bereits im ersten Entstehen.

Beim Königs-Besuch im Jahr 1830 wurde das alte „Hohenloch“, damals „Küh- oder Rabenloch“ geheißen, in „Ludwigshöhle“ umgetauft, mit der bekannten Devise des Königs („Gerecht und beharrlich“) auf Marmor geschmückt, zum Platz eines feierlichen Imbisses der Majestäten erwählt. Der König bekannte, noch nie so romantisch gespeist zu haben, während sich die im Hintergrund der Höhle aufgestellte Militärkapelle beim Spielen der Königshymne in der Akustik des Felsendoms wie eine Orgel ausnahm und die illustre Gesellschaft an den mit feinstem Silber und Blumen geschmückten Tischen, bedient von livrierten gräflichen Lakeien, inmitten des unheimlich wirkenden Höhlenraums tafelte.

* * *

Wenige Schritte talaufwärts am Ailsbach ist die Frankendolomit-Zone zu Ende und beginnt die von weicheren Linien und größerer Weite bestimmte Region des Sandsteins, das offene, wiesenreiche Ahorntal das dem Felsburgenbau keine Möglichkeiten mehr bot und befestigte Herrensitze nur an den flachen Hängen der Talbegrenzung und in der Ebene der Dörfer gestattete. In Kirchahorn, an dem schönen Portal der ev. Pfarrkirche (mit der Auferstehungsgruppe von 1731), nehmen wir Abschied von der eigentlichen Fränkischen Schweiz.

Der Grünwald-Altar in Lindenhardt

Von Karl Sitzmann, Bayreuth

Lindenhardt, auf 550 Meter Meereshöhe, lag noch vor zwei Jahrzehnten abseits vom Verkehr. Von der Autobahn-Haltestelle Trockau ist es heute leicht zu erreichen und wird, da seine Kirche in ihrem Altar einen außerordentlichen Kunstschatz birgt, viel besucht.

Die an der rechten Schmalwand des Altars eingeschnittene Zahl 1503 zeigt dessen Entstehungszeit an. Er stand ursprünglich in dem nahe Bayreuth gelegenen Dorfe Bindlach, das durch Vorspanndienste auf den steilen Berg zu großem Wohlstand gekommen war, was sich auch günstig auf dessen Pfarrstiftung auswirkte. Doch schon 1665 fand der Altar Ersatz durch einen frühbarocken Kreuzaltar. 1685, als die über keine Reichtümer verfügende Pfarrkirche Lindenhardt durch Brand in Not geraten war, wurde der Bindlacher Altar dorthin geschenkt und nun seit 275 Jahren treu behütet. Dieses Asyl Lindenhardt war schließlich seine Rettung für den deutschen Kunstsitz. Nachdem der ruinöse und willkürlich zusammengestellte Altarschrein gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts durch die Nürnberger Firma Stärk notdürftig instandgesetzt worden, erstattete der angesehene Münchener Kunstsachverständige Generalkonservator Dr. Bayersdorfer am 3. Februar 1898 folgendes Gutachten:

„Von bedeutendem Kunstwert ist der Hochaltar, besonders dessen Statuen sind von großer Schönheit der Verhältnisse und Durchführung. Die Rückseiten der Flügel und des Schreins enthalten die 14 Nothelfer und den Schmerzens-